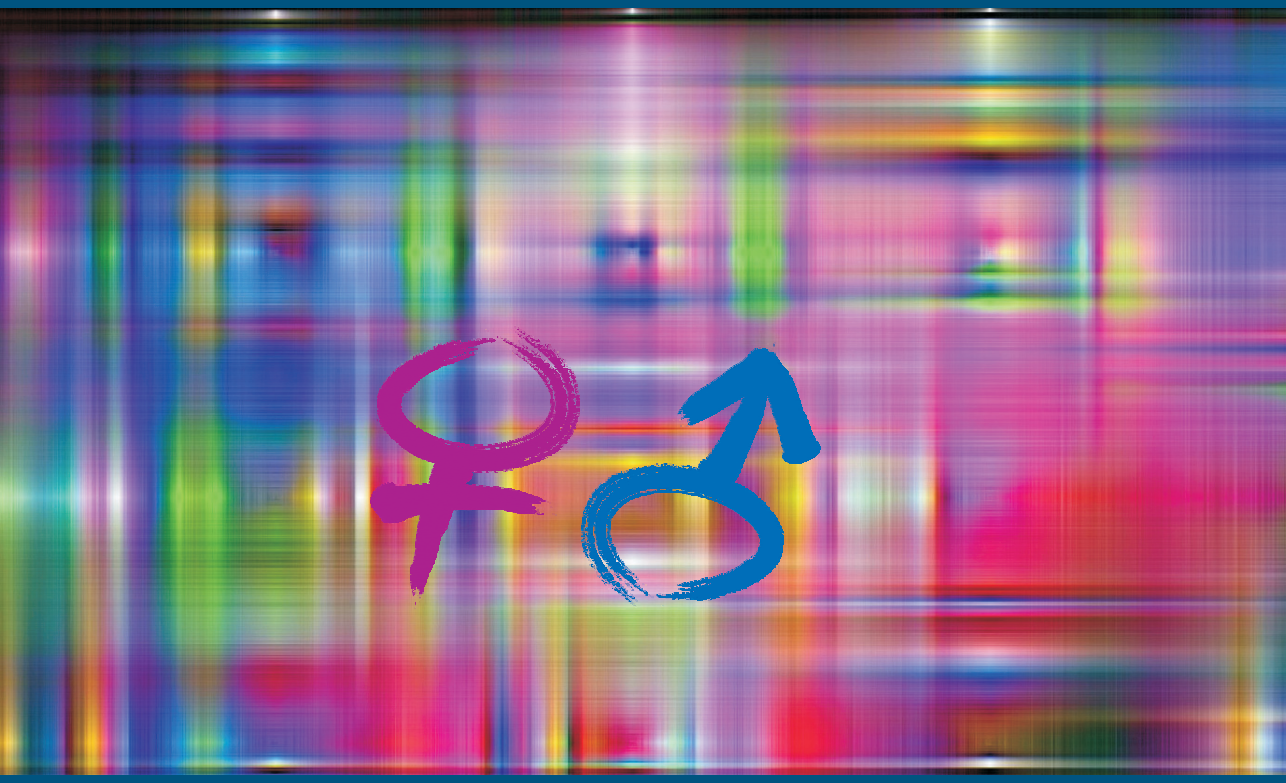
Bärbel Miemietz (Hrsg.)
unter Mitarbeit von Nino Polikashvili

Medizin und Geschlecht

Perspektiven für Lehre, Forschung & Krankenversorgung



Pabst

Bärbel Miemietz (Hrsg.)

Medizin und Geschlecht

Bärbel Miemietz (Hrsg.)
unter Mitarbeit von Nino Polikashvili

Medizin und Geschlecht

Perspektiven für Lehre, Forschung und Krankenversorgung

Pabst Science Publishers
Lengerich · Berlin · Bremen · Miami
Riga · Viernheim · Wien · Zagreb

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Geschützte Warennamen (Warenzeichen) werden nicht besonders kenntlich gemacht. Aus dem Fehlen eines solchen Hinweises kann also nicht geschlossen werden, dass es sich um einen freien Warennamen handelt.

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2013 Pabst Science Publishers · D-49525 Lengerich
Internet: www.pabst-publishers.de
E-Mail: pabst@pabst-publishers.de

Titelbild:
© Pekchar – Fotolia.com
© Marco Braun – Fotolia.com

ISBN: 978-3-89967-787-4

Formatierung: μ
Druck: booksfactory.de

Inhaltsverzeichnis

Zu diesem Band
Bärbel Miemietz 9

I Geschichte, Grundlagen, Studium und Weiterbildung

Geschlechterunterschiede und Lebenswissenschaften – historisch betrachtet
Bettina Wahrig 18

Sex, Gender und Osteoporose: über gegenderte Verkörperlichung
Ineke Klinge 25

Soziales und biologisches Geschlecht: Themen für die Ausbildung von Ärztinnen und Ärzten
Toine Lagro-Janssen 39

II Biochemie, Pharmakologie, Toxikologie, Humangenetik, Hämatologie

Geschlecht und Biochemie: ein integrativer Ansatz
Sigurd Lenzen 50

Das Lesch-Nyhan-Syndrom (LNS)
Roland Seifert 54

Geschlechterspezifische Unterschiede in der Toxizität von Arzneimitteln am Beispiel von Psychopharmaka
Katharina Wenzel-Seifert, Michael Babl, Ekkehard Haen 59

Väterlich und mütterlich geprägte Gene
Brigitte Pabst 66

Erblicher Brustkrebs – auch Männer haben es in sich
Dorothea Gadzicki 70

Männer mit Brustkrebs. Eine qualitative Analyse der psycho-sozialen Folgen für die Geschlechtsidentität
Jördis Grabow 73

Geschlechterspezifische Unterschiede in hämatologischer Toxizität und Gesamtüberleben bei Patientinnen und Patienten mit Hodgkin Lymphom und anderen Neoplasien
Beate Klimm 77

Geschlechtsunterschiede in der Kreislaufregulation
Karsten Heusser 80

III Neurologie, Anästhesiologie und Intensivmedizin, Pneumologie, Kardiologie, Nephrologie, Gastroenterologie, Radiologie

Geschlecht im Hirnbild – K(l)eine Unterschiede
Britta Schinzel 84

Geschlechterspezifische Aspekte bei neuromuskulären Erkrankungen
Susanne Petri 88

Epilepsie bei Frauen – eine besondere Situation
Claudia Wenzel 91

Geschlechterspezifische Aspekte in der Schmerzmedizin
Matthias Karst 94

Geschlechterspezifische Unterschiede bei dem schweren Verbrennungstrauma
Hans-Oliver Rennekampff 97

Genderaspekte in der Katastrophenmedizin
Hans Anton Adams 100

Geschlechtsunterschiede in der (pulmonalen) Leistungsdiagnostik
Ralf Ewert 108

Geschlechterspezifische Aspekte kardiovaskulärer Erkrankungen jenseits von Arteriosklerose und Herzinsuffizienz: Vitien und Rhythmusstörungen
Mechthild Westhoff-Bleck 112

Die peripartale Kardiomyopathie
Denise Hilfiker-Kleiner 115

Ungleich behandeln, um Gleiches zu erreichen
Thorben König 118

Berücksichtigung des Geschlechts in der Diagnostik und Therapie angeborener Herzfehler
Samir Sarikouch 123

Warum haben Frauen rote Wangen?
Marion Haubitz 133

Geschlechterspezifische Aspekte des akuten Nierenversagens
Faikah Güler 139

Geschlechterspezifische Aspekte Gastrointestinaler Tumore am Beispiel von Ösophaguskarzinom, hepatozellulärem Karzinom, Pankreaskarzinom und Kolonkarzinom
Michael P. Manns, Benita Wolf, Nisar P. Malek 142

IV Rechtsmedizin

Geschlecht, Gewalt und Gesundheit – Rechtsmedizinische Aspekte in Praxis und Forschung
Hildegard Graß und Stefanie Ritz-Timme 148

Diagnostik und Intervention bei Gewaltopfern – eine interdisziplinäre Herausforderung
Anette Solveig Debertin 150

V Mundgesundheit

Geschlechterunterschiede in der Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde
Christiane Gleissner 152

VI Prävention und Rehabilitation

Geschlechterspezifische Aspekte bei der Rauchprävention
Richard Lux 168

Alkoholkonsum von Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Bericht über eine Studie an Braunschweiger Schulen
Nino Polikashvili 171

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 176

Zu diesem Band

Bärbel Miemietz

Die Medizin verfügt über Wissen und Erfahrung, die sich über Jahrtausende hinweg stetig akkumuliert haben. Der nach Geschlecht differenzierende Blick auf Diagnose und Therapie von Erkrankungen ist dabei eine relativ junge Praxis, erst wenige Jahrzehnte alt, noch keineswegs im Mainstream angekommen und alles andere als unumstritten. So naheliegend und dringend er denjenigen erscheinen mag, die als Geschlechterforscherinnen und -forscher oder als Patientinnen und Patienten in der herkömmlichen medizinischen Versorgung die Benachteiligung des einen, meist des weiblichen Geschlechts sehen, so schwer mag er für diejenigen zu akzeptieren sein, die als Ärztinnen und Ärzte überzeugt sind, jede Patientin und jeden Patienten ohne Ansehen der Person, ihres Alters, ihrer Herkunft und eben auch: ihres Geschlechts mit ihrem gesamten Wissen und ihrer ganzen Kunstfertigkeit zu unterstützen, gesund zu werden oder doch zumindest gesundheitliche Einschränkungen in der bestmöglichen Weise zu bewältigen.

Wie lassen sich diese Positionen zusammen bringen? Positionen, die auf individuellen Haltungen und persönlichen Erfahrungen von Menschen beruhen? Ein erster Schritt kann es sein, sich gegenseitig offen und mit Vertrauen zu begegnen. Berufliches Ethos ebenso wie Sorge um Benachteiligung als gleichermaßen berechtigte Haltungen zu akzeptieren und ernst zu nehmen. Der nächste Schritt ist einfach und mühselig zugleich: Medizin ist – auch – eine Wissenschaft. Und als Wissenschaft muss sie Fragen stellen und sich stellen lassen, und mit den ihr zur Verfügung stehenden Methoden nach Antworten suchen. Schritt für Schritt, akribisch genau und mit Distanz zu vorgefassten Meinungen und Erwartungen. Viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler haben insbesondere in den letzten drei Jahrzehnten diesen Weg bereits beschritten und geschlechterspezifisches Wissen erarbeitet. Dieses Wissen erweitert allmählich das allgemeine Wissen um die biologischen und soziokulturellen Bedingungen der Entstehung von Erkrankungen, ihre Diagnose und die Möglichkeiten ihrer Therapie. Neben gut erforschten Feldern gibt es, was angesichts der Breite ebenso wie der enormen Spezialisierung medizinischer Forschung nicht überraschen kann, auch solche, die aus der Geschlechterperspektive noch kaum Beachtung gefunden haben. Hier findet der vorgelegte Sammelband seinen Platz.

Entstanden ist der Band aus einem Projekt zur Implementierung geschlechterspezifischer Medizin in das Curriculum des Modellstudiengangs HannibaL an der Medizinischen Hochschule Hannover (MHH). Das Pro-

jekt wurde in den Jahren 2008 bis 2010 als Kooperation des Studiendekans und der Gleichstellungsbeauftragten der MHH durchgeführt und vom Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur im Rahmen des Maria-Goeppert-Mayer-Programms für Frauen- und Genderforschung gefördert. Es umfasste eine Reihe von insgesamt zwölf Workshops sowie eine große Abschlusstagung und brachte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der MHH und von weiteren deutschen und von niederländischen Universitäten in einen Dialog. Viele der Vortragenden waren bereit, ihre Präsentationen für den hier vorgelegten Sammelband in Schriftform zu bringen. Einige Beiträge konnten zusätzlich gewonnen werden und erweitern so das Spektrum der behandelten Themen.

Zu Beginn stehen drei Beiträge, die aus unterschiedlicher Perspektive auf das Thema der geschlechtersensiblen Medizin hinführen:

Bettina Wahrig vertritt die historische Perspektive und legt dar, wie sich die Vorstellungen über die „Natur" der Geschlechter und über die sozialen Rollen von Frauen und Männern in den westlichen Gesellschaften von der frühen Neuzeit bis zur industriellen Postmoderne verändert haben. Dabei wird deutlich, dass „biologische" Erklärungen von Geschlechterdifferenzen in Wechselwirkung mit den u.a. geschlechtlich kodierten Machtverhältnissen im Laufe der Geschichte variieren. Die Möglichkeit, Geschlecht „rein medizinisch" oder biologisch zu erklären, wird in Frage gestellt.

Ineke Klinge geht darauf ein, wie sich in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts Voreingenommenheiten gegenüber der Osteoporose als vermeintlicher „Frauenkrankheit" auf Diagnose und Therapie(-empfehlungen) auswirkten. Modellhaft macht sie an diesem Beispiel deutlich, dass nur ein Zusammenwirken der biologischen Geschlechterforschung und der Genderperspektive zu einem umfassenden Bild führen können und setzt sich im Sinne innovativer medizinischer Forschung nachdrücklich für einen verbesserten Austausch zwischen biomedizinischer Geschlechterforschung einerseits und sozialwissenschaftlichen Gender Studies andererseits ein, verbunden mit der klaren terminologischen Unterscheidung von Sex und Gender.

Toine Lagro-Janssen, die in den Niederlanden ein landesweites Projekt zur Implementierung geschlechtersensibler Inhalte in die medizinische Lehre geleitet hat, zeigt an Beispielen, wie Wissen, Einstellungen und Fertigkeiten in Bezug auf biologisches und soziales Geschlecht Eingang in medizinische Pflicht- und Wahlkurse finden können (und müssen). Sie beschreibt, durch welche Umstände die Umsetzung einer geschlechterspezifischen medizinischen Ausbildung gefördert und durch welche sie behindert wird, und erörtert, welche Maßnahmen erforderlich sind, um zukünftigen Ärztinnen und Ärzten Kompetenzen zu vermitteln, die sie befähigen, mit Geschlechterunterschieden umzugehen.

Im zweiten Kapitel sind im Wesentlichen Beiträge aus den naturwissenschaftlichen Grundlagenfächern der Medizin versammelt:

Sigurd Lenzen bietet eine kurze Einführung in die Relevanz biochemischer Strukturen und Prozesse für die geschlechterspezifischen Unterschiede von gesunden Frauen und Männern. An ausgewählten Beispielen zeigt er dann, welche geschlechterspezifische Bedeutung biochemischen Strukturen und Prozessen im Krankheitsgeschehen zukommen kann.

Roland Seifert stellt das Lesch-Nyhan-Syndrom, eine auf einem Enzymdefekt beruhende, x-chromosomal vererbte und bisher nicht behandelbare Erkrankung, vor die wie andere Zwangserkrankungen eine ausgeprägte Geschlechterpräferenz aufweist. Da bisher kaum Drittmittel in die Erforschung dieser traumatisierenden Erkrankung fließen, kann zum LNS trotz erfolgversprechender Ansätze bisher nur unzureichend geforscht werden.

Für Psychopharmaka fehlen bisher trotz bekannter geschlechterspezifischer Unterschiede etwa bei Körpergewicht, Plasmavolumen oder Lebermetabolismus und trotz zunehmender Forschung in diesem Bereich nach Geschlecht differenzierende Dosierungsempfehlungen. Verschiedene unerwünschte Nebenwirkungen von Psychopharmaka wurden in der Literatur für Frauen häufiger als für Männer beschrieben, woraus Katharina Wenzel-Seifert, Michael Babl und Ekkehard Haen in ihrem Beitrag Schlussfolgerungen für die Dosierung der Arzneimittel und ein therapiebegleitendes Monitoring ableiten.

Brigitte Pabst gibt einen kurzen Überblick über den Mechanismus der elterlichen Prägung bzw. des genomischen Imprintings, sowohl was die „normale“ Entwicklung als auch was zu Fehlentwicklung führende Störungen angeht. Eine umfangreiche Literaturliste ermöglicht die Vertiefung der komplexen beschriebenen Vorgänge.

Dorothea Gadzicki stellt die bislang bekannten Mechanismen, nach denen eine Veranlagung zu Brustkrebs vererbt wird, dar. Auch Männer können eine entsprechende Mutation aufweisen, selbst erkranken oder die Veranlagung an die nächste Generation weitergeben. Einer frühzeitigen Diagnose der Mutation wird eine entscheidende Bedeutung für zukünftige Therapien zugeschrieben.

Thematisch schließt sich hier der Bericht von Jördis Grabow an. In qualitativen, problemzentrierten Leitfadeninterviews mit zwei männlichen Brustkrebspatienten ist sie in ihrer Studie der Frage nachgegangen, wie das männliche Selbstbild, das mit der Diagnosemitteilung einen Bruch erlebte, im Verlauf der Erkrankung wieder aufgebaut wird.

Im Beitrag von Beate Klimm werden unterschiedliche Behandlungserfolge der Chemotherapie bei am Hodgkin Lymphom erkrankten Frauen und Männern diskutiert. Mehr geschlechterspezifisches Wissen zu Pharmakokinetik und Pharmakodynamik könne, so die Autorin, zur Verbesserung individuell angepasster Therapiestrategien mit besserer Einschätzung der Toxizität führen.

Karsten Heusser geht der Frage nach, welche Funktion das sympathische Nervensystem für die Kreislaufregulation hat und wie sich dabei die Unterschiede zwischen den Geschlechtern darstellen. Um pharmakologische Therapieansätze abzuleiten, bedürfe es noch umfangreicher Studien zu den Zusammenhängen zwischen Immunsystem, Wachstumsfaktoren, Endothelfunktion und Sympathikus.

Das dritte Kapitel befasst sich mit Geschlechterunterschieden in der klinischen Medizin:

Der Beitrag von Britta Schinzel widmet sich vor dem Hintergrund der epistemischen Wende zur „Bild-Medizin" und ihren suggestiven Bildern, die durch komplizierte Visualisierungsmethoden konstruierte Artefakte darstellen, der Frage, inwieweit Geschlechterunterschiede im Gehirn visuell dargestellt werden können. Diskutiert werden vor allem wenig beachtete Studien, die das Fehlen von Geschlechterunterschieden zeigen, und die Praxis, Unterschiede möglicherweise überzuinterpretieren, wird problematisiert.

Susanne Petri befasst sich mit zwei Motoneuronerkrankungen: der amyotrophen Lateralsklerose, bei der epidemiologische Befunde zu Geschlechterunterschieden auf eine Beteiligung von Sexualhormonen an der Pathogenese hinweisen, und der spinobulbären Muskelatrophie, die x-chromosomal rezessiv vererbt ausschließlich männliche Patienten betrifft. In Studien an Tiermodellen und in retrospektiven Patientenstudien wird der Frage nachgegangen, inwieweit bei diesen Erkrankungen mit der Gabe von Hormonen Therapieerfolge erzielt werden können.

Im Beitrag von Claudia Wenzel geht es um geschlechterspezifische Aspekte in der Betreuung und medikamentösen Behandlung von Epilepsie-Patientinnen. Als relevant werden die hormonelle Beeinflussung der Anfallsfrequenz, die Interaktion zwischen antiepileptisch wirksamen Medikamenten und oralen Kontrazeptiva, Effekte der antiepileptischen Medikamente auf den Knochenstoffwechsel, endokrine Regulationsstörungen und Besonderheiten in Schwangerschaft und Stillzeit dargestellt.

Unterschiedliche Ausprägungen von Schmerzen bei Frauen und Männern werden von Matthias Karst auf biologischer Ebene und im Kontext psychosozial-kultureller Faktoren diskutiert. Für die Diagnostik und die Therapie von Schmerzen wird daraus die Notwendigkeit eines geschlechterspezifischen Ansatzes abgeleitet.

Hans-Oliver Rennekampff behandelt geschlechterspezifische biologische Unterschiede, die beim schweren Verbrennungstrauma eine für Frauen signifikant schlechtere Überlebenswahrscheinlichkeit bedeuten. Soziale Faktoren führen andererseits zu mehr Verbrennungen bei Männern. Insgesamt, so der Autor, erforderten diese Beobachtungen, dass für Lehre, Forschung und Krankenversorgung ein geschlechterspezifischer Ansatz verfolgt wird.

Hans Anton Adams stellt Effekte des biologischen Geschlechts bei der Bewältigung notfallmedizinisch relevanter Krankheitsbilder und gemeinsam damit zu berücksichtigende Aspekte des geschlechterspezifischen Rollenverhaltens vor. An Beispielen aus der Literatur zur Katastrophenmedizin zeigt er, dass Geschlechterunterschiede u.a. bei der Inzidenz posttraumatischer Belastungsstörungen, depressiver Störungen und Panikreaktionen in Verbindung mit Kofaktoren wie Alter und Sozialstatus nachgewiesen wurden.

Der Beitrag von Ralf Ewert geht auf der Grundlage von Daten der SHIP-Studie aus Vorpommern im Vergleich mit bestehenden Normwerten der allgemeinen Frage der Angemessenheit von international empfohlenen Normwerten nach. Ausgewählte Funktionsuntersuchungen zur pulmonalen Leistungsdiagnostik werden u.a. auf geschlechterspezifisch relevante Ergebnisse hin kritisch beleuchtet.

Angeborene Herzfehler sind geschlechterspezifisch verschieden: Die Organe sind bei Frauen und Männern in unterschiedlicher Weise betroffen, die Prognose ist unterschiedlich, und auch die Behandlungen unterscheiden sich. Für Mechthild Westhoff-Bleck leitet sich insbesondere aus den von ihr vorgestellten grundlegenden rhythmologischen Unterschieden zwischen Frauen und Männern eindeutig eine Relevanz der Geschlechterspezifik für die Klinik ab.

Denise Hilfiker-Kleiner stellt Epidemiologie, Diagnose und Therapie der peripartalen Kardiomyopathie vor, einer schweren und seltenen Herzerkrankung von Frauen in der Schwangerschaft. Neue klinische Studien ihrer Arbeitsgruppe verfolgen einen vielversprechenden Therapieansatz, der bei frühzeitiger Diagnosestellung voraussichtlich zu einer deutlich verbesserten Prognose der Patientinnen führen kann.

Thorben König berichtet über seine Forschungen an kastrierten und nichtkastrierten männlichen Mäusen, in denen er nachweisen konnte, dass Androgene die kardiale Elektrophysiologie entscheidend mitprägen. Eine direkte Auswirkung haben die Forschungsergebnisse für die Behandlung von Frauen mit QT-Zeit-verlängernden Medikamenten, die unter besonderer Beobachtung stehen sollten, um Herzrhythmusstörungen zu verhindern.

Aufgrund großer Erfolge bei der operativen Korrektur erreichen immer mehr Menschen mit angeborenen Herzfehlern das Erwachsenenalter. Samir Sarikouch berichtet aus seinen Studien zur operativ korrigierten Fallot'schen Tetralogie, in denen relevante Unterschiede in der Herzgröße und -funktion bei Frauen und Männern beobachtet wurden. Vor dem Hintergrund von erstmals etablierten geschlechterspezifischen Referenzwerten ergibt sich daraus unabdingbar die Notwendigkeit geschlechterspezifischer Therapiealgorithmen.

Der systemische Lupus Erithematosus tritt wie die meisten Autoimmunerkrankungen häufiger bei Frauen auf. Erkranken Männer daran, ist die

Prognose jedoch deutlich schlechter, nicht zuletzt weil die Diagnose erst später gestellt wird, da diese Erkrankung bei Männern zunächst nicht im Blick ist. Beide Geschlechter weisen eine unterschiedliche Symptomatik auf, und bei Männern entwickeln sich schneller chronische Schäden. In den Studien, über die Marion Haubitz in ihrem Beitrag berichtet, wird speziell der Rolle von Östrogen und Prolaktin bei Entstehung und Behandlung des SLE nachgegangen.

Mit dem lebensbedrohlichen Krankheitsbild des akuten Nierenversagens befasst sich der Beitrag von Faikah Güler. Frauen und Männer reagieren unterschiedlich auf die verschiedenen Schädigungsmechanismen, die zum ANV führen. In tierexperimentellen und Patientenstudien wird daher der Beteiligung weiblicher und männlicher Geschlechtshormone an den Mechanismen der Empfänglichkeit für bestimmte Arten der Erkrankung nachgegangen, um geschlechterspezifische Therapieoptionen zu entwickeln.

Michael P. Manns, Benita Wolf und Nisar P. Malek widmen sich den bisher noch kaum mit Blick auf die geschlechterspezifischen Unterschiede in Epidemiologie, Pathogenese, Schwere der Erkrankung und Mortalität untersuchten gastrointestinalen Tumoren. Am Beispiel von Tumoren des Ösophagus, der Leber, der Bauchspeicheldrüse und des Dickdarms gehen sie dem Einfluss nach, den einerseits Lebensgewohnheiten und andererseits Geschlechtshormone auf die Entstehung der Erkrankungen haben. Frauen erkrankten zwar seltener an gastrointestinalen Tumoren, seien allerdings – beispielsweise durch die mögliche Rolle oraler Kontrazeptiva bei der Entstehung von Leberneubildungen und durch eine geringere Akzeptanz der Koloskopie zur Früherkennung von Darmkrebs – besonders gefährdet.

Zwei kurze Beiträge thematisieren im vierten Kapitel das Gebiet der Rechtsmedizin:

Hildegard Graß und Stefanie Ritz-Timme stellen Fragen zur Diskussion, die sich aus rechtsmedizinischer Perspektive ergeben, wenn Gewalt, Geschlecht und Gesundheit zusammen betrachtet werden. Die Implementierung der Genderperspektive in die medizinische Aus- und Weiterbildung wird am Beispiel des Düsseldorfer Instituts für Rechtsmedizin aufgezeigt.

Bei Gewaltopfern gilt es, die eigentliche Verletzungsursache festzustellen, bevor die notfallmedizinische Behandlung einsetzt. Anette Solveig Debertin plädiert deshalb in ihrem Beitrag nachdrücklich für eine angemessene Berücksichtigung rechtsmedizinischer Spezialkenntnisse in der Ausbildung und in der Fortbildung von Ärztinnen und Ärzten, die unabhängig von ihrem Spezialgebiet erste Anlaufstelle für Gewaltopfer sein können.

Das fünfte Kapitel bietet einen umfassenden Beitrag zur Mundgesundheit. Christiane Gleissner gibt hier zunächst einen Überblick zu Karies, Paro-

dontal-, Kiefergelenk- und Mundschleimhauterkrankungen, von denen Frauen und Männer nach Art und Häufigkeit jeweils unterschiedlich betroffen sind. Biologische und soziale Faktoren und ein Zusammenwirken beider Bereiche werden als Ursachen für die geschlechterspezifischen Unterschiede identifiziert, und es wird auch auf viele noch ungeklärte Fragen hingewiesen. Ebenfalls großer Forschungsbedarf bestehe hinsichtlich beschriebener Geschlechterunterschiede, was die Wechselwirkungen zwischen oralen Infektionen und systemischen Erkrankungen, etwa dem Diabetes und dem Herzinfarkt angeht, und auch die Risikofaktoren für orale Erkrankungen, zu denen biologische und Verhaltensfaktoren und auch die Medikamenteneinnahme gehören, müssten weiter untersucht werden. In aller Deutlichkeit zeigt dieser Beitrag, dass der noch am Anfang stehende geschlechterspezifische Blick auf die Mundgesundheit ein innovatives interdisziplinäres Forschungsfeld eröffnet hat.

Die beiden Beiträge des abschließenden Kapitels gehören in das Gebiet der Epidemiologie:

Richard Lux behandelt vor dem Hintergrund der höheren Suszeptibilität und Vulnerabilität von Frauen gegenüber Tabakinhaltsstoffen und den bei ihrer Verbrennung entstehenden Produkten aus epidemiologischer Perspektive die gesundheitlichen Folgen des Tabakkonsums. Er plädiert nachdrücklich für einen geschlechteradäquaten Ansatz bei Prävention und Entwöhnung und für die Aufnahme des hierzu verfügbaren Wissens in die Aus- und Weiterbildung von Ärztinnen und Ärzten.

Im abschließenden Beitrag stellt Nino Polikashvili eine Studie vor, in der sie Geschlecht und Migrationshintergrund als bestimmend für den unterschiedlichen Umgang von Schülerinnen und Schülern mit suchterzeugenden Mitteln, insbesondere Alkohol, herausarbeiten konnte. Ziel sollte es nach Auffassung der Autorin sein, auf der Grundlage einer repräsentativen Studie ein differenziertes Präventionskonzept gegen den Suchtmittelgebrauch von Jugendlichen zu entwickeln.

Aus einem Projekt für die Bereicherung der Lehre durch Geschlechteraspekte hervorgegangen wendet sich dieser Sammelband in erster Linie an Studierende und Lehrende der Medizin. Lehrende können konkrete Informationen für die von ihnen vertretenen Fächer direkt nutzen oder Anregungen dazu aufgreifen, welche geschlechterrelevanten Aspekte sie in ihrem eigenen Fach vertiefen können. Studierende, die sich auf den Arztberuf vorbereiten, erhalten einen Einblick in die Bedeutung, die biologische und soziokulturelle Unterschiede zwischen Frauen und Männern für Diagnose, Therapie und Prävention von Erkrankungen haben. Entsprechend sensibilisiert können sie dort nachfragen, wo Geschlecht in der Lehre vielleicht noch wenig thematisiert wird. Die Beiträge des Sammelbandes machen aber auch den Forschungsbedarf sichtbar. Unterschiede und Gemeinsam-

keiten zwischen den Geschlechtern erweisen sich in Grundlagen- ebenso wie in klinischen Fächern als spannende, den Blick weitende Herausforderungen für die Wissenschaft. Teilaspekte können in Dissertationen aufgearbeitet, Gesamtzusammenhänge durch die systematische Integration in große Forschungsvorhaben erhellt werden. Last but not least kann dieser Sammelband gemeinsam mit vielen anderen Publikationen zur geschlechtersensiblen Medizin als Aufforderung an all diejenigen gelesen werden, die Normen verantworten – von der Approbationsordnung über den Nationalen Lernzielkatalog bis zu den Behandlungsleitlinien –, biologischen und soziokulturellen Geschlechteraspekten dort den ihrer Bedeutung angemessenen Platz einzuräumen.

Mein Dank gilt an dieser Stelle zuallererst den Autorinnen und Autoren, die an diesem Sammelband mitgearbeitet und zu seinem Gelingen beigetragen haben. Ohne ihren Einsatz und ihre Geduld gäbe es dieses Buch nicht. Gedankt sei auch dem Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur, das über viele Jahre zahlreiche Projekte im Bereich Medizin und Geschlecht aus Mitteln des Maria-Goeppert-Mayer Programms unterstützt hat. Besonders zu danken habe ich schließlich der Medizinischen Hochschule Hannover und ihrem aus dem Amt scheidenden Präsidenten Professor Dr. Dieter Bitter-Suermann für die Unterstützung und den Freiraum, die sie dem Handlungsfeld der geschlechtersensiblen Medizin im Kontext der Gleichstellungsarbeit stets eingeräumt haben.

Hannover, im Dezember 2012

I Geschichte, Grundlagen, Studium und Weiterbildung